

WILHELM LANGE-EICHBAUM †.

In Hamburg-Langenhorn starb am 4. September 1949 der auch außerhalb der psychiatrischen Fachwelt bekannte Kulturpsychopathologe Dr. med. WILHELM LANGE-EICHBAUM, der die in Frankreich von J. MOREAU de TOURS (1859), in Italien von C. LOMBROSO (1863) und in Deutschland von P. J. MÖBIUS (1890) begründete psychiatrische Genieforschung weitergeführt hat, wenn auch nach anderen Gesichtspunkten und mit abweichenden Ergebnissen.

Bevor er sich diesem schwierigen Grenzgebiet der Psychiatrie wandte, für das MÖBIUS den Namen „Pathographie“ prägte, war LANGE-EICHBAUM *künstlerisch* tätig. Den geistigen Schaffensvorgang, den er später zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Betrachtung machte, hat er aus eigenem Erleben gekannt. Am 28. April 1875 in Hamburg als Sohn eines Schiffsbauingenieurs geboren, besuchte er ein humanistisches Gymnasium seiner Vaterstadt und zeigte schon früh eine starke zeichnerische und schriftstellerische Begabung. Mit 17 Jahren verließ er das Gymnasium und besuchte 5 Jahre lang die Kunstgewerbeschule in Hamburg sowie die Kunstakademie in Berlin. Er wurde erst Bildhauer und dann Maler. Allmählich gewannen aber seine literarischen und wissenschaftlichen Neigungen die Oberhand. Nach schweren inneren Kämpfen entsagte er dem Künstlerberuf, holte mit 24 Jahren die Reifeprüfung nach und studierte dann in Berlin und München Medizin, Naturwissenschaften und Psychologie; er hörte auch philosophische und soziologische Vorlesungen. Der Leitstern seiner Studentenzeit war Nietzsche, dem er zeitlebens einen Rest jugendlicher Begeisterung bewahrte. In Berlin beeinflußten ihn besonders der Philosoph GEORG SIMMEL und der Soziologe VIERKANDT; dort erhielt er die Anregung zu seiner wissenschaftlichen Erstlingschrift „Was heißt Philosophie?“ (1901). Fast gleichzeitig mit dieser erschienen seine zwei ersten Novellensammlungen („Greift nur hinein!“, „Und wo ihr's packt“). In München stand er dem WEDEKIND-Kreis der „Elf Scharfrichter“ nahe. Die literarische Frucht der Münchener Lehrjahre war ein Band psychologisch feinsinniger, stilistisch ausgereifter Novellen („Leise“, 1905). Es folgte die farbenreiche Schilderung einer Reise nach Brasilien und Ostasien („Ferne Fahrt“, 1909). Der dänische Literaturhistoriker GEORG BRANDES entdeckte das dramatische Talent LANGE-EICHBAUMS, der bald darauf mit dem Drama „Brandung“ (1909), einem Gesellschaftsstück in der Art IBSENS, in Stuttgart einen durchschlagenden Erfolg hatte. Auch weitere Bühnenwerke („Zum Löwen“, 1910, „Pfirsichbowle“, 1911, „Die Maske“ 1911,

„Wölund der Schmied“, 1916, und „Fata Morgana“, 1921) wurden freundlich aufgenommen, hielten sich aber nicht lange auf den Spielplänen.

Mit 29 Jahren bestand LANGE-EICHBAUM das medizinische Staats- und Doktorexamen. Seine psychiatrische Fachausbildung erhielt er an den Kliniken in Freiburg i. Br. (unter HOCHÉ) und Tübingen (unter GAUPP) sowie an Privatheilanstalten in Bonn, München und Berlin. 1910—1923 war er Oberarzt und bald auch leitender Arzt an großen Privatanstalten, zuletzt in Obernigk bei Breslau. Dort erwarb er im Umgang mit gebildeten, differenzierten Kranken jene verfeinerte psychiatrische Erfahrung, aus der er in seinen pathographischen Arbeiten schöpfe. Bereits 1909 hatte er in Tübingen, angeregt und gefördert durch GAUPP, sehr sorgfältige und klare psychopathologische Arbeiten über CONRAD FERDINAND MEYER, MAUPASSANT und HÖLDERLIN veröffentlicht, von denen besonders die letzte rund 2 Jahrzehnte lang als die beste deutsche Pathographie galt. In den Jahren 1923—1927 widmete er sich mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in der Bibliothek der Tübinger Nervenklinik ausschließlich der Abfassung seines Hauptwerkes „Genie, Irrsinn und Ruhm“ (1928, 2. und 3. Auflage 1935 und 1942). Er stand dort in dauerndem regen Gedankenaustausch mit den Mitarbeitern der GAUPPSchen Klinik, besonders mit KRETSCHMER und STORCH. 1928 nahm er die unterbrochene praktische Berufssarbeit wieder auf und war in Hamburg zunächst an der Psychiatrischen Klinik, dann an der Staatskrankenanstalt Langenhorn tätig. Dort faßte er seine wesentlichsten Forschungsergebnisse in dem kleinen Buch „Das Genieproblem“ (1931, 2. Aufl. 1941) zusammen, das sich durch außergewöhnlich klare, übersichtliche und gewandte Darstellung auszeichnet; es fand in einer englischen Übersetzung auch im Ausland große Verbreitung. Durch ein Augenleiden behindert und durch die Nahrungsnot der Nachkriegsjahre in seiner Gesundheit schwer geschädigt, raffte er sich im Ruhestand noch zu einem Werk über „Nietzsche — Krankheit und Wirkung“ (1946) auf, das auch im englischen Sprachgebiet stark beachtet wurde und in rascher Folge 3 Auflagen erlebte. Es war ihm noch vergönnt, das Manuskript für eine erweiterte Neuauflage seiner Hölderlin-Pathographie fertigzustellen. Während er mit den Vorbereitungen zur 4. Auflage seines Hauptwerkes beschäftigt war, beendete unerwartet ein Herzschlag sein Leben im Alter von 74 Jahren.

LANGE-EICHBAUMS *Persönlichkeit* entbehrt nicht eines tragischen Zuges. Er hat im bürgerlichen Leben nicht die Stellung innegehabt, die seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprochen hätte. Diesem aufrechten und eigenständigen Manne mit dem hünenhaften Äußeren war jedes anpassungswillige Strebertum fremd. In der Freiheit seines Denkens und Forschens, die er über alles liebte, wollte er durch keine sachfremden Rücksichten eingeengt sein und verzichtete auf die Hochschullehrer-

Laufbahn mit ihren bekannten Abhängigkeiten. Es war ihm auch nicht gegeben, materielle Güter anzuhäufen. Er lebte immer als Bohème und verbrachte besonders seine letzten Jahre in drückender Armut. Er erfuhr alle Bitterkeit der zunehmenden Vereinsamung eines alten Junggesellen. Oft litt er unter depressiven Stimmungen, welche die Wurzel seiner pessimistischen Weltbetrachtung waren. Dabei hatte er aber eine tiefe Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Natur und des Geistes und war in einem tieferen Sinne religiös, wenn er auch die Bindung an eine Kirche ablehnte; ihm schwebte als Fernziel eine von allem mythologischen Beiwerk gereinigte „Religion der Humanität“ vor, die er in einem philosophischen Werk darstellen wollte, dessen Vollendung ihm versagt blieb. Seinen Kranken war er ein gewissenhafter, gütiger und hilfsbereiter Arzt, den jüngeren Kollegen ein kameradschaftlicher Förderer und geistvoller Anreger, dessen Einfallsreichtum, Scharfsinn und Witz jedes Gespräch belebten. Seine Gutachten waren in ihrem Aufbau und Stil vorbildlich und wurden von den Gerichten sehr geschätzt. Die Liebhabereien seiner 2 letzten Lebensjahrzehnte waren das Schachspiel, dessen Meistern er in seinem Hauptwerk einen besonderen Abschnitt widmete, und die künstlerische Photographie, die er, wie alles, was er anfaßte, mit ungeheurer Hingabe und Sachleidenschaft betrieb, so daß ihm auf Lichtbilderausstellungen mancher 1. Preis zufiel. Trotz der Vielseitigkeit seiner Begabung geriet er nie in die Gefahr, sich oberflächlich zu verzetteln.

Die Genieforschung ist durch LANGE-EICHBAUM entscheidend gefördert worden; viele seiner *Ergebnisse* können als endgültig angesehen werden. Er fand einen Ausweg aus dem wissenschaftlich unfruchtbaren Subjektivismus der vorausgegangenen Genie-Theoretiker: Hatten diese statt der vielgestaltigen Wirklichkeit immer nur ihr eigenes, jeweils verschiedenes Genie-Ideal gezeichnet, schaltete LANGE-EICHBAUM sein privates Werturteil aus und legte seiner Untersuchung alle geschichtlichen Persönlichkeiten zugrunde, die von großen Gruppen gebildeter Menschen tatsächlich als Genies verehrt werden. So gelangte er zu einem *objektiven Geniebegriff*, der der Willkür des einzelnen Forschers entrückt ist, da er ausschließlich den weltweiten Ruhm einer Persönlichkeit als Merkmal und Maßstab verwendete. Die Betrachtung der unter diesem Gesichtspunkt zusammengestellten Heroen der Menschheit ergab ihre völlige Ungleichartigkeit; für das Genie ließ sich kein bestimmter anthropologischer Typus und keine spezifische Eigenschaft des Wesens, der Schaffensweise oder der Leistung aufweisen. Selbst die Höhe der Begabung ist kein durchgehendes Kennzeichen, da einerseits nicht alle Hochberühmten hochbegabt waren und andererseits nicht alle Hochbegabten als Genies gefeiert werden; der große Künstler, der der Menschheit Gefühlswerte schenkt, die sie im Innersten erregen, hat viel mehr Aussicht, auf den

Genie-Thron erhoben zu werden, als der große Philosoph oder Gelehrte, auch wenn dessen geistige Leistung weit bedeutender ist. „Der Mensch wertet um so höher, je tiefer ihn ein Wert in seinem wesentlichen Ich-Kern anpackt“. „Bei der Erhebung zum Genie ist die *Gefühlsgewalt* ausschlaggebend“. Der *sozialpsychologische* Geniebegriff LANGE-EICHBAUMS deckt sich also nicht mit dem *begabungpsychologischen*, von dem zum Beispiel eignungs- und erbpsychologische Untersuchungen ausgehen müssen. Manchmal ist überhaupt nicht die sachliche Leistung, sondern die ein bestimmtes Ideal verkörpernde Persönlichkeit oder das ergreifende Lebensschicksal für den Geniekult entscheidend. In seiner meisterhaften Darstellung der Psychologie des Genie-Erlebnisses und der Ruhm-dynamik hat LANGE-EICHBAUM gezeigt, daß das *psychisch Abnorme* eines schöpferischen Menschen dessen Wirkung auf die Mit- und Nachwelt steigern kann: Es gibt ihm die Farbe des Außergewöhnlichen, Fremdartigen, Unheimlichen und Rätselhaften, das eher auffällt als das Gesunde und die Gemüter nachhaltiger erregt. Seelisch abnorme Hochbegabte werden daher leichter berühmt als normale. Gewisse krankhafte Züge können auch leistungsfördernd wirken (wie z. B. erhöhte innere Spannung, vermehrtes Ausdrucksbedürfnis, enthemmte Phantastik, maßloser Ehrgeiz u. a.). Von 300—400 Berühmten waren nach LANGE-EICHBAUM aber nur 12—13% *geisteskrank*, viele von ihnen erst nach der Vollendung ihrer Hauptwerke; die meisten waren bloß *psychopathisch*, ein Teil sogar völlig gesund, darunter mehrere der größten Geister. Es besteht also, wie LANGE-EICHBAUM im Gegensatz zu seinen voreilig verallgemeinernden Vorgängern (besonders LOMBROSO) betont, kein notwendiger innerer Zusammenhang zwischen Genie und „Irrsinn“. — Die vielschichtigen Forschungsergebnisse des Verstorbenen, die hier nur im Umriß angedeutet werden konnten, wird man erst in der Zukunft in ihrer vollen kulturphilosophischen Tragweite würdigen.

GERHARD KLOOS, Kiel.